

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hark, Sabine / Hofbauer, Johanna

Vermessene Räume, gespannte Beziehungen

Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken

Herausgegeben von Sabine Hark und Johanna Hofbauer

© Suhrkamp Verlag

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2244

978-3-518-29844-2

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2244

Quantifizierende Verfahren versprechen Transparenz, objektive Beurteilungsmöglichkeiten und mehr Entscheidungsqualität. Nach ihrem Siegeszug in Amerika haben sie mittlerweile auch universitäre Regierungstechniken und akademische Wahrheitspolitiken in Europa umgestaltet und »unternehmerische Universitäten« hervorgebracht. Der Band untersucht die Bedeutung dieser Veränderungen für die Geschlechterdynamiken an Hochschulen, für Karriereverläufe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, für Gleichstellungspolitik und die Gender Studies und fragt, wie diese selbst in jene Dynamiken eingebunden sind.

Sabine Hark ist Professor*in für Gender Studies und Direktor*in des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der TU Berlin. Zuletzt erschienen: *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus* (stw 1753).

Johanna Hofbauer ist außerordentliche Universitätsprofessor*in am Institut für Soziologie und empirische Sozialforschung und Mitglied des Forschungsinstituts Economics of Inequality an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Vermessene Räume, gespannte Beziehungen

*Unternehmerische Universitäten
und Geschlechterdynamiken*

Herausgegeben von
Sabine Hark und
Johanna Hofbauer

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2244

Erste Auflage 2018

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29844-2

Inhalt

Sabine Hark und Johanna Hofbauer

Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken	7
---	---

I. Vermessung und Demarkationen legitimen Wissens: Gender Studies und feministische Kritik

Gudrun-Axeli Knapp

Warum nicht vermessen sein? Anmerkungen zur Dialektik feministischer Aufklärung	39
---	----

Gabriele Griffin

Ein Schuss Energie oder ein Schuss ins Knie? Geschlechterwissen in der unternehmerischen Universität aus britischer Sicht	71
---	----

Aline Oloff, Anja Rozwandowicz und Susanne Sackl-Sharif

Ambivalente Disziplinierung. Die Institutionalisierung von Gender-Studies-Studiengängen unter den Bedingungen der Vermessung	101
--	-----

Heike Kahlert

Exzellente Wissenschaft? Das strukturelle Scheitern von Koordinierter Frauen- und Geschlechterforschung im Wettbewerb	128
---	-----

II. Leistungsmaßstäbe – Gleichstellung: Verhandlung von Zugangschancen in vermessenen Räumen

Bettina Heintz

Ohne Ansehen des Geschlechts? Bewertungsverfahren in Universität und Wissenschaft	159
---	-----

*Katharina Kreissl, Johanna Hofbauer, Birgit Sauer
und Angelika Striedinger*

Subjektivierungen in vermessenen Räumen. Wissenschaftsnachwuchs zwischen Fremd- und Selbstführung	188
---	-----

Ilse Costas, Stephanie Michalczyk

Wissenschaftliche Subjekte im Spannungsfeld von Performanz und Wettbewerb. Quantitative Leistungsindikatoren und ihre verborgenen geschlechterdifferenzierenden Effekte	214
---	-----

III. Gleichstellung und Diversity Management unter der Bedingung von Vermessung und Evaluierung

Sara Ahmed

Gleichstellung und Performance-Kultur	243
---	-----

Julia Nentwich und Ursula Offenberger

Kennzahlen als verräterische Verbündete. Eine übersetzungstheoretische Perspektive auf hochschulische Gleichstellungsreformen	283
---	-----

IV. Un-Vermessen und ausgeblendet: Sorgearbeit und Selbstsorge

Kendra Briken, Birgit Blättel-Mink, Alexandra Rau und Tilla Siegel

»Sei ohne Sorge«. Vom Vermessen und Un/Sichtbarmachen akademischer Sorgearbeit in der neoliberalen Hochschule	311
---	-----

Rosalind Gill

Auditieren, quantifizieren, zerstören. Vom Leben in der neoliberalen Universität	340
--	-----

Johanna Hofbauer und Sabine Hark

Vermessen sein. Widersprüchliche Verwerfungen progressiver und regressiver Elemente	373
---	-----

Über die Autor*innen	384
--------------------------------	-----

Sabine Hark und Johanna Hofbauer

Vermessene Räume, gespannte Beziehungen

*Unternehmerische Universitäten
und Geschlechterdynamiken*

1. Regieren mit Zahlen

Vor einigen Jahren berichtete eine Kollegin, die an einer kanadischen Universität lehrt, von einer Erfahrung in der Kommission, die an ihrer Universität über *tenure*, also die Festanstellung von Assistenzprofessor*innen, zu entscheiden hat. Wiederholt war es dem multidisziplinär zusammengesetzten Komitee nicht gelungen, Einvernehmen zu erzielen über die fachübergreifend gültigen Kriterien, die den Entscheidungen zugrunde gelegt werden sollten. Um hier ein für alle Mal Klarheit zu schaffen, beschloss die Kommission, künftig auf schlichte Arithmetik zu setzen. Statt die vorgelegten Schriften inhaltlich zu bewerten, sollten fortan einfach die Seiten der Publikationen gezählt, also quantitativ gemessen statt qualitativ bewertet werden.

Wenn sich diese Geschichte Anfang der 2000er-Jahre für deutsche oder österreichische Ohren noch einigermaßen skurril angehört haben mag, so ist das geschilderte Vorgehen 2018 – mit inzwischen elaborierter generierten quantitativen Indikatoren – auch in den hiesigen Hochschulsystemen gängige Praxis. Der Magie und Macht der Zahlen, dem ihnen scheinbar innewohnenden Versprechen von Objektivität und Transparenz, Unmissverständlichkeit und Nachvollziehbarkeit, der »Aura des Notwendigen«,¹ die Zahlen zu entfalten in der Lage sind, können sich Wissenschaftler*innen wie wissenschaftliche Organisationen und Institutionen auch hierzulande immer weniger entziehen. Zu verführerisch ist die Evidenz der Zahl, die für sich zu sprechen scheint, die Möglichkeit, disziplinär bedingte Divergenzen in der allgemeinen, abstrakten

1 Bettina Heintz, »Governance by numbers. Zum Zusammenhang von Quantifizierung und Globalisierung am Beispiel der Hochschulpolitik«, in: Gunnar Folke Schuppert, Andreas Voßkuhle (Hg.), *Governance von und durch Wissen*, Baden-Baden 2008, S. 110-128, hier S. 117.

und universell anschlussfähigen Sprache der Mathematik aufheben und die aus diesen Differenzen resultierenden Entscheidungsschwierigkeiten überwinden zu können. Zahlen lügen nicht – das glauben nicht nur Technikwissenschaftler*innen, auch für viele Geisteswissenschaftler*innen ist die Zahl inzwischen das Maß der akademischen Dinge. Wer in den vergangenen Jahren nur einmal an einer Fakultätsratssitzung teilgenommen hat, kennt den Moment, in dem die an die Wand projizierten Tabellen und die in Diagramme geronnenen Zahlen jede Diskussion über Mittel- und Personalverteilung, über Lehrdeputat und akademisches Prestige beenden.

Es sind solche »quantifizierenden Formen sozialer Rangbildung«,² also Verfahren der kalkulatorischen Steuerung und metrisierten Leistungserfassung und -beurteilung, die im Zuge der Implementation von New Public Management (NPM) europaweit an Universitäten und Hochschulen Einzug gehalten haben und den hochschulischen Alltag mehr denn je beherrschen.³ *Metrics rules!* ist der hochschulische Imperativ der Stunde, gewissermaßen die Einpflanzung eines Paradoxons ins Herz des Systems Wissenschaft. Denn die durch quantitative Verfahren generierten Zahlen machen die angeblich hinterlegten wissenschaftlichen Inhalte, also das, wor-

2 Steffen Mau, *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*, Frankfurt/M. 2017, S. 10.

3 Unter New Public Management (NPM) sind Reformkonzepte für die öffentliche Verwaltung zu verstehen. Sie verknüpfen in der Betriebswirtschaft entwickelte Ansätze, die davon ausgehen, dass es universell gültige Managementprinzipien gibt, die nicht nur in der Privatwirtschaft, sondern auch im öffentlichen Sektor funktionieren, mit Konzepten des *public choice*, die neue Grenzziehungen zwischen Staat und Markt befürworten und darauf abzielen, die gestaltende Kraft des Staates zugunsten des freien Spiels der Marktkräfte zurückzudrängen. Siehe hierzu Sünne Andresen u. a., *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*, Opladen 2003, S. 15-20. Für die Einführung und Umsetzung von NPM an Hochschulen siehe auch Jörg Bogumil u. a., *Modernisierung der Universitäten. Umsetzungsstand und Wirkungen neuer Steuerungsinstrumente*, Berlin 2013, sowie Randy Martin, *Under Management. Universities, Administrative Labor, and the Professional Turn*, Philadelphia 2011; zum Zusammenhang von NPM und der Reorganisation von Geschlechterverhältnissen in Organisationen siehe die Beiträge in Heft 1 (2010) der Zeitschrift *feministische studien* zum Thema »Organisation, Geschlecht, soziale Ungleichheiten«. Zur Genealogie des modernen Managements siehe Nancy Richter, *Organisation, Macht, Subjekt. Zur Genealogie des modernen Managements*, Bielefeld 2014.

auf sich wissenschaftliche Reputation dem weithin geteilten Selbstverständnis von Wissenschaftler*innen zufolge eigentlich gründet, zwar nicht sichtbar, sie werden in der Regel aber dennoch mitgetragen und nur selten boykottiert – und fließen überdies zunehmend auch in die Selbstbeschreibungen von Wissenschaftler*innen ein.⁴ Gar nicht so selten, dass im eigenen CV der persönliche *h*-Index⁵ oder der Punktwert der universitätsinternen Leistungsbewertung vermerkt ist und noch die tägliche Statusmeldung akademischer Plattformen, »Personen in 6 Ländern haben Ihr Profil angeschaut«, als Nachweis des eigenen akademischen Erfolgs (miss)verstanden wird – eine Form »gehaltlosen Erfolgs«,⁶ die Sighard Neckel als generelles Signum unserer Zeit ausgemacht hat.⁷

Arithmetische Verfahren der Erfassung und Bewertung akademischer Leistungen fügen sich so ein in die Universalisierung des gemeinhin im Modus numerischer Vergleiche operierenden

4 Siehe hierzu auch Tim Flink, Dagmar Simon, »Erfolg in der Wissenschaft: Von der Ambivalenz klassischer Anerkennung und neuer Leistungsmessung«, in: Denis Hänzli u. a. (Hg.), *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*, Baden-Baden 2014 (= *Leviathan* Sonderband 29), S. 123–144.

5 Der *h*-Index basiert auf bibliometrischen Analysen. Gezählt werden die Zitationen einer Publikation. Ein hoher *h*-Index ergibt sich, wenn eine erhebliche Anzahl von Publikationen häufig in anderen Veröffentlichungen zitiert ist. Der 2005 von dem Physiker Jorge E. Hirsch vorgeschlagene Bewertungsindex wird gelegentlich auch als Hirsch-Index, Hirschfaktor, Hirsch-Koeffizient oder *h*-number bezeichnet. Siehe hierzu <<https://de.wikipedia.org/wiki/H-Index>>, letzter Zugriff 3. 5. 2018.

6 Olivier Voirol, Cornelia Schendzielorz, »Gehaltloser Erfolg. Die Bewertungskultur der Ungewissheit in Castingshows: Das Beispiel der Fernsehsendung *Deutschland sucht den Superstar*«, in: Hänzli u. a. (Hg.), *Erfolg*, S. 160–175.

7 Sighard Neckel, *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgeseellschaft*, Frankfurt/M., New York 2008. Es gehört in diesem Zusammenhang wohl zu den tragischen Momenten gesellschaftlicher Entwicklung, dass Frauen*, denen sich die prestigereichen Sphären gesellschaftlicher Anerkennung im Grunde erst jetzt öffnen, just zu jenem Zeitpunkt, da das Leistungsprinzip erodiert und (eigene) Leistung und Erfolg zunehmend entkoppelt werden, vehement darauf beharren, ihr eigener Erfolg verdanke sich ausschließlich der eigenen Qualifikation und Leistung. In dem Moment, mit anderen Worten, da eines der Versprechen der Moderne, nämlich für die eigene Leistung Anerkennung zu erfahren, auch für Frauen* Wirklichkeit werden könnte, ändert die bürgerliche Gesellschaft ihre Geschäftsordnung und verabschiedet sich tendenziell vom Leistungsbegriff. Siehe hierzu auch Sabine Hark, »Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart«, in: Hänzli u. a. (Hg.), *Erfolg*, S. 76–91.

Wettbewerbs; auch sie haben teil an der Durchdringung von immer mehr Lebensbereichen mit daten- und indikatorenbasierten Formen der Bewertung und Kontrolle, an der Ersetzung von »Fragen nach Rechenschaft und Verantwortung durch Methoden des Rechnungswesens«,⁸ an der Normalisierung von quantifizierenden Grammatiken der Klassifikation, Differenzbildung und Hierarchisierung. Kennziffern gelten als Verbündete für Gleichstellungs- und Diversitätspolitiken, *impact factors* regieren das Publikationsverhalten der einzelnen Wissenschaftler*in, Benchmarkings und internationale Rankings steuern die strategische Ausrichtung von Universitäten, Leistungspunkt-Systeme machen aus dem Studium eine (auch) buchhalterische Aktivität, bei der am Ende weniger zählt, was studiert wurde, als der Saldo des ECTS-Kontos.

Vorangetrieben durch supranationale Politiken, die das »intellektuelle Potenzial Europas«⁹ wecken sollen, haben dergestalt umfassende Governance-Reformen im Bereich der tertiären Bildung die europäischen Wissenschaftssysteme in der Tat in den vergangenen beiden Jahrzehnten auf allen Ebenen grundlegend transformiert. Zentrale Elemente jener in der Forschungsliteratur durchaus unterschiedlich bewerteten Reformen sind, so der gemeinsame Ausgangspunkt aller Beiträge in diesem Band, die formalen und informellen Operationen und Mechanismen der Vermessung hochschulischer Räume, wissenschaftlicher Praktiken und wissenschaftlicher Performanz. Sie sind Teil einer »großen Transformation«, die die Hochschulen, wie wir sie kannten, radikal umgestaltet haben.

8 Bill Readings, »Die posthistorische Universität«, in: Johanna-Charlotte Horst (Hg.), *Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee*, Zürich 2010, S. 105–122, hier S. 105.

9 Kommission der Europäischen Gemeinschaften, »Das intellektuelle Potenzial Europas wecken: So können die Universitäten ihren vollen Beitrag zur Lissabonner Strategie leisten«, [KOM 2005, 152]; (<http://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52005DC0152&from=DE>), letzter Zugriff 3. 5. 2018.

2. Die globale Neuerfindung der Universität als unternehmerische Einheit

Mit der Diagnose einer »großen Transformation« schließen wir lose an die Analysen Karl Polanyis an,¹⁰ der in den 1940er-Jahren bekanntlich die Herausbildung moderner Marktgesellschaften als *great transformation* beschrieben hat. Deren zentrale Kennzeichen waren die parallele Ausbildung von Marktwirtschaften und Nationalstaaten und vor allem eine immer stärker werdende Marktorientierung sowie die Verselbstständigung der Wirtschaft gegenüber der Gesellschaft. Die im frühen 19. Jahrhundert zunächst in Europa entstandene moderne Forschungsuniversität ist Teil jener Umgestaltung feudaler Staaten zu modernen, bürokratisch verwalteten Gemeinwesen. Sie wurde erst durch diese Transformation möglich und hatte zugleich wesentlichen Anteil an ihr, namentlich durch die auf den Nationalstaat und die Herausbildung nationaler Kulturen bezogenen Funktionen der Universität. Die Universität, wie wir sie kannten, war ein nationales Unternehmen, ermöglicht und zugleich begrenzt durch zwei parallele Entwicklungen: Ein spezifischer Vertrag zwischen Staat und Wissenschaft garantierte Letzterer für ihre Mitarbeit am Aufbau der nationalen Kultur und Identität im Gegenzug akademische Freiheit; die spezifische Binnenorganisation der modernen Universität, die dialektische Einheit von Forschung und Lehre, war das Fundament für Innovation und Leistungsfähigkeit.¹¹ Beides wird durch die unternehmerisch werdende Universität tendenziell außer Kraft gesetzt. Der Staat braucht die Universitäten weniger für die nationalen Aufgaben als für die Sicherung seiner globalen Wettbewerbsfähigkeit. Die vorrangige Aufgabe der Universität ist daher nicht länger die Produktion guter Bürger, sondern die Sicherung genau dieser Wettbewerbsfähigkeit. Ihre *Spiritus Recti* sind nicht Wilhelm von Humboldt und Johann Gottlieb Fichte, sondern Sundar Pinchai und Sheryl Sandberg. Damit erodiert indes weitgehend unbemerkt auch die Idee aka-

10 Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt/M. 1978.

11 Siehe hierzu Bill Readings, *University in Ruins*, Cambridge u.a. 1996; Jan Masschelein, Maarten Simons, *Jenseits der Exzellenz. Eine kleine Morphologie der Welt-Universität*, Zürich 2010; Reinhardt Brandt, *Wozu noch Universitäten? Ein Essay*, Hamburg 2011.

demischer Freiheit, denn die Universität muss jetzt liefern, was der Markt verlangt. Und im Innern der »Exzellenzuniversität«, so Bill Readings schon Mitte der 1990er-Jahre, ersetzt »das allgemeine Prinzip der Verwaltung die Dialektik zwischen Forschung und Lehre«, sodass diese »als Teile des Berufslebens unter der Verwaltung zusammengefasst werden«.¹²

Der in den frühen 1990er-Jahren begonnene globale Prozess der Umgestaltung der akademischen Institutionen kann in diesem Licht betrachtet daher mit Fug und Recht als eine »große Transformation« verstanden werden, handelt es sich doch um nicht weniger als die *globale Neuerfindung der Universität als unternehmerische Einheit*.¹³

Kurz zusammengefasst geht es dabei im Wesentlichen um die Reformulierung des Verhältnisses von Staat und Hochschulen, um Vermarktlichung und Managerialisierung innerwissenschaftlicher Vorgänge sowie um die Verschärfung von Verteilungskämpfen zwischen Fachbereichen, Hochschulen und (nationalen) Universitätssystemen. In einem politischen Kontext, in dem seitens des Staates die Steuerung der Hochschulen auf einen supervisorischen Regulierungsmodus mittels Zielvereinbarungen, Verträgen und wettbewerbsorientierter Mittelvergabe umgestellt wird, müssen sich die Hochschulen in einem zusehends wettbewerbsökonomisch strukturierten Umfeld bewegen und sehen sich gezwungen, betriebswirtschaftliche Methoden der hierarchischen Führung anzuwenden respektive generell ihre Organisationsentwicklung an Managementprinzipien zu orientieren. Dazu gehört, elementare Dimensionen wissenschaftlicher Praxis – wie die Kriterien der Leistungs- und Erfolgsmessung, die Beurteilung von Forschungsgegenständen oder die Entwicklung und Legitimation ihrer theoretischen Grundlagen – umfassenden metrisierenden Verfahren zu unterziehen und sich einer verstärkten intermediären Kontrolle durch Hochschulräte oder Evaluationsagenturen zu unterwerfen.¹⁴

12 Readings, »Die posthistorische Universität«, S. 112.

13 Kanonisch hierzu vor allem Burton R. Clark, *Creating Entrepreneurial Universities. Organizational Pathways of Transformation*, Oxford 1998. Siehe auch Sabine Hark, *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt/M. 2005, S. 375-379 sowie dies., »Contending Directions. Gender Studies in the Entrepreneurial University«, in: *Women's Studies International Forum* 54 (2016), S. 84-90.

14 Siehe hierzu u.a. auch Georg Krücken, »Die Transformation von Universitä-

Die Universität wird also immer mehr auf die Seite des Marktes gezogen, allerdings ohne dass sie aus der staatlichen Aufsicht entlassen wird. Sie wandelt sich, wie Jan Masschelein und Maarten Simons beobachten, von einer *Institution*, deren Sinn Bildung durch Forschung ist und die anhand ihrer Übereinstimmung mit ebendiesem Sinn beurteilt wird, zu einer am Output orientierten *Organisation*, die allem und jedem unter dem Gesichtspunkt der Ressource begegnet und »die sich selbst als Teil eines Wettbewerbsumfelds sehen und sich auf ihre unternehmerischen Möglichkeiten konzentrieren soll, um produktiven Gebrauch von ihren Ressourcen zu machen und einen Bedarf zu decken«. ¹⁵ Gefordert wird daher von der Universität und allen ihren Angehörigen, sich räumlich in einem je zu definierenden Umfeld zu positionieren, sich »dauerhaft am Bedarf auszurichten« und dabei »mit begrenzten Ressourcen« auszukommen, weshalb »eine unternehmerische Haltung und Kreativität zu essentiellen Qualitäten« nicht nur der Hochschulen, sondern auch der einzelnen Wissenschaftler*innen werden. ¹⁶

Die »große Transformation« zielt mithin nicht nur auf die Institution, sie erfasst auch die wissenschaftlichen Subjekte. Es ist die neoliberal gewandete Figur des Homo oeconomicus, des Nutzen kalkulierenden Unternehmers seiner selbst, die zunehmend den Homo academicus, den Bürger der alten *civitas academia*, ersetzt. Denn was alle, Hochschullehrende wie Studierende gleichermaßen, heute zu verstehen haben, ist, ihr wissenschaftliches Leben als einen »Produktionsprozess« aufzufassen, »den sie in Hinblick auf größtmögliche Innovation und Leistung managen können und müssen«. ¹⁷ Zur unternehmerischen Universität gehört deshalb auch die imperativ das Handeln der Subjekte anleitende »Management-Maxime: erneuern und Leistung erbringen«, ¹⁸ »In-

ten in Wettbewerbsakteure«, in: *Beiträge zur Hochschulforschung* 39 (3-4) (2017), S. 10-29. Krücken nennt fünf Merkmale, die den Umbau der Universitäten in Wettbewerbsakteure kennzeichnet: 1. standardisierte Leistungsmessung, 2. die Herstellung einer Organisationsidentität (Leitbild), 3. die Einführung hierarchischer Entscheidungsstrukturen, 4. die verstärkte Nutzung externer Beratung, 5. die Professionalisierung des Wissenschaftsmanagements.

15 Masschelein/Simons, *Jenseits der Exzellenz*, S. 28.

16 Ebd. Siehe hierzu auch Flink/Simon, »Erfolg in der Wissenschaft«, S. 128 f.

17 Masschelein/Simons, *Jenseits der Exzellenz*, S. 30.

18 Ebd.

novationslücken« finden und »Leistungsniveaus« anheben. Denn innerhalb der »unternehmerischen akademischen Welt« zirkuliert deutlich vernehm- und nicht ignorierbar »eine klare und drängende Botschaft: Vergleiche dich, sei besser als die anderen, erhöhe deine Leistung, das heißt erhöhe deinen Output durch effizienteren Einsatz der Ressourcen oder, anders gesagt, optimiere das Input-Output-Verhältnis«. ¹⁹

Wendy Brown hat diesen Imperativ als das zentrale Kennzeichen der »schleichenden«, die Demokratie und ihre Institutionen – wozu auch die Universität gehört! – aushöhlenden »neoliberalen Revolution« ausgemacht:

In dem Maße, wie sich eine normative Ordnung der Vernunft über drei Jahrzehnte hinweg zu einer weit und tief verbreiteten Regierungsrationa-
lität entwickelte, verwandelt der Neoliberalismus jeden Bereich und jedes Unterfangen des Menschen gemeinsam mit den Menschen selbst gemäß einem bestimmten Bild des Ökonomischen. Jedes Verhalten ist ökonomisches Verhalten; alle Bereiche des Lebens werden in ökonomischen Begriffen und Metriken erfaßt und gemessen, auch wenn diese Bereiche nicht direkt monetarisiert werden. Innerhalb der neoliberalen Vernunft und in den Bereichen, die von ihr beherrscht werden, sind wir bloß noch und überall Exemplare des *Homo oeconomicus*, der selbst eine historisch spezifische Form hat. Weit entfernt von Adam Smith' Geschöpf, das von dem natürlichen Drang »zu handeln und Dinge gegeneinander auszutauschen« angetrieben wird, ist der heutige *Homo oeconomicus* ein sorgfältig konstruiertes und reguliertes Stück Humankapital, das die Aufgabe hat, seine Position im Wettbewerb zu verbessern und wirksam einzusetzen sowie seinen (monetären und nichtmonetären) Bestandwert über all seine Bemühungen und Schauplätze hinweg zu fördern. ²⁰

Kurzum, die »Herrschaft der Zahlen« ²¹ – und das meint im akademischen Kontext, wie gesagt, vor allem Formen der metrisierten Leistungsmessung und der indikatorengestützten Steuerung von Forschung und Lehre – reorganisiert im akademischen Kosmos Regierungstechniken und Wahrheitspolitiken, sie installiert

19 Ebd., S. 32.

20 Wendy Brown, *Die schleichende Revolution. Wie der Neoliberalismus die Demokratie zerstört*, Berlin 2015, S. 7 f.

21 Uwe Vormbusch, *Die Herrschaft der Zahlen. Zur Kalkulation des Sozialen in der kapitalistischen Moderne*, Frankfurt/M. 2012.

neue Sichtbarkeitsregime²² und generiert neue Subjektivierungsweisen. Willem Halffman und Hans Radder sprechen in diesem Zusammenhang von einem »Regime der Fetischisierung von Indikatoren«:²³ einem Regime, dem es »weniger um qualitativ hochwertige Ergebnisse, die es ohnehin nicht bewerten kann, zu tun ist als um Performance: die taktisch klug ersonnene und einfallsreich polierte Illusion von Exzellenz«.²⁴ Dabei bilden Zahlen Leistung nicht einfach ab, vielmehr werden soziale Phänomene durch statistische Verfahren erst zu Tatsachen, wie Eva Barlösius in anderem Zusammenhang überzeugend darlegen konnte.²⁵ Zahlen »geben vor, eine Realität zu zeigen, die außerhalb von ihnen liegt und durch sie sichtbar gemacht werden kann«, so auch Bettina Heintz.²⁶ Und mehr noch: Zahlen machen aus sozialen Phänomenen nicht nur je spezifische soziale Tatsachen, sie erschaffen die soziale Welt neu, indem sie unsere Vorstellungen von Wert und gesellschaftlichem – und akademischem – Status verändern. Es zählt, was gezählt werden kann.

Doch obwohl auch in der hochschulischen Gegenwart »das soziale Geschehen ständig vergleichend beschrieben« und in der Regel der Vergleich »als selbstverständlicher Hintergrund vorausgesetzt« wird, rückt dieser selbst kaum in den Fokus und wird bislang nur selten »zu einem Untersuchungsgegenstand«.²⁷ Dass beispielsweise quantitative Leistungsmessungen und Rangordnungen sich auf Merkmale richten, die der Wissenschaft äußerlich sind, die wissenschaftliche Qualität höchstens *indizieren*, aber nicht *messen* können, weshalb die so generierten Daten immer noch qualitativ

22 Leon Hempel u. a. (Hg.), *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert* (= *Leviathan* Sonderband 25), Wiesbaden 2010.

23 Willem Halffman, Hans Radder, *The Academic Manifesto. From an Occupied to a Public University*, in: *Minerva* 53 (2015), S.165-187, hier S.167, Übers. d. Verf.

24 Ebd., Übers. d. Verf.

25 Eva Barlösius, *Die Macht der Repräsentation. Common Sense über soziale Ungleichheiten*, Wiesbaden 2005.

26 Bettina Heintz, »Zahlen, Wissen, Objektivität«, in: Andrea Mennicken, Hendrick Vollmer (Hg.), *Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft*, Wiesbaden 2007, S.65-85, hier S.78.

27 Bettina Heintz, »Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 39 (2010), S.162-181, hier S.162.

interpretiert werden muss(t)en, wird in der Forschung zwar immer wieder konstatiert, ist im praktischen Umgang mit Kennziffern jedoch kaum handlungsleitend.²⁸

Im Gegenteil: Weil »numerisch repräsentierte Informationen« von Kontextbezügen weitgehend gereinigt sind und »folglich auch ohne Hintergrundwissen und in unterschiedlichen Kontexten kommunikativ anschlussfähig« erscheinen²⁹ und weil wir Zahlen und den Expert*innen, die sie generieren, vertrauen, schaffen Zahlen nicht debattierbare Faktizität: Wir setzen schlicht um, was sie vorzugeben scheinen. »Die Wissenschaft«, heißt es etwa lapidar in einem Statement des Österreichischen Wissenschaftsrats aus dem Jahr 2014, »ist es gewohnt, zu messen. Sie ist es ebenso gewohnt, selbst gemessen zu werden, Rechenschaft über ihr Tun abzulegen.«³⁰

3. Vergleichende Vermessung

Vermessene Räume, gespannte Beziehungen fokussiert die europaweiten Hochschultransformationsprozesse bewusst unter der Perspektive der vergleichenden Vermessung, stellt diese doch das vielleicht markanteste Element jener hier nur kursorisch skizzierten Transformationsprozesse dar, wie der zunehmende Einsatz von Kennziffern und der allorten beobachtbare Glaube an sie verdeutlicht. Kennziffern werden heute nicht nur in den Hochschulen für alle erdenklichen Prozesse und Zusammenhänge gebildet, etwa um die sachgerechte Verwendung öffentlicher Mittel darzustellen, Budgethaushalte abzubilden, Flächen zu verwalten, Beiträge zur Wissenschaftsentwicklung auszuweisen, berufliche Werdegänge zu dokumentieren, Qualitätsentwicklungen der Lehre zu beobachten.³¹ Die vergleichende Beobachtung und Bewertung wird beispielsweise als

28 Siehe hierzu u. a. Flink/Simon, »Erfolg in der Wissenschaft«; Erhard Stöltzing, »Wissenschaft als Sport. Ein soziologischer Blick auf widersprüchliche Mechanismen des Wissenschaftsbetriebes«, in: *die hochschule* 2 (2002), S. 58-78.

29 Heintz, »Numerische Differenz«, S. 173.

30 Österreichischer Wissenschaftsrat, *Die Vermessung der Wissenschaft. Messung und Beurteilung von Qualität in der Forschung*, Wien 2014, S. 3, (http://www.wissenschaftsrat.ac.at/news/Messung_Endversion_inkl%20Cover.pdf), letzter Zugriff 3. 5. 2018.

31 Vgl. u. a. Rainer Lange, »Benchmarking, Rankings und Ratings«, in: Dagmar Simon u. a. (Hg.), *Handbuch Wissenschaftspolitik*, Wiesbaden 2010, S. 322-333.

erforderlich angesehen, um die Qualität und den Erfolg eines Studiengangs zu prüfen, eine Personalentscheidung zu rechtfertigen, den ungleichen Zugang zu knappen Ressourcen zu legitimieren oder deren Ungleichverteilung zu bekämpfen.³² Kennziffern dienen der Entscheidungsvorbereitung oder der Abkürzung von Entscheidungsprozessen. Einrichtungen, die Stipendien oder Fördermittel vergeben oder Wissenschaftler*innen aus dem Ausland einladen wollen, sind auf international kommunizierbare Beurteilungsstandards angewiesen. Rankings von Publikationsorganen bieten *short cuts* zur Einstufung der Qualität von Forschungsleistungen und ihrer Autor*innen.³³ Als hochwertig gelten die Zeitschriften mit den höchsten Ablehnungsraten beziehungsweise mit der größten Zitationshäufigkeit (nach etablierten Indizes).³⁴ Der Wert eines *research grant* wird nicht zuletzt an der Höhe der Fördersumme bemessen.³⁵

Metrisierte Indikatoren für Forschungsqualität scheinen dabei die Unübersichtlichkeit auf beiden Seiten zu reduzieren: Gutachten in Vergabeprozessen für Stipendien, Sabbaticals und Forschungsmittel orientieren sich an Journal- oder Hochschul-Rankings, Publikationsstrategien richten sich an den Impact-Faktoren von Fachzeitschriften aus.³⁶ Komplexitätsreduktion gilt allgemein als ein

32 Zur Vermessung von Gleichstellung und zu der Bedeutung von Gleichstellungsindikatoren siehe unter anderem Angela Wroblewski u. a., *Gleichstellung messbar machen. Grundlagen und Anwendungen von Gender- und Gleichstellungsindikatoren*, Wiesbaden 2017.

33 Stefan Hornbostel, »(Forschungs-)Evaluation«, in: Simon u. a. (Hg.), *Handbuch Wissenschaftspolitik*, S. 293–308.

34 Zu einer Kritik an Zitationsindizes siehe Richard Münch, »Alle Macht den Zahlen! Zur Soziologie des Zitationsindexes«, in: *Soziale Welt* 66 (2015), S. 149–159.

35 Vgl. u. a. Estelle James, »Decision Processes and Priorities in Higher Education«, in: Stephen A. Hoenack, Eileen L. Collins, *The Economics of American Universities. Management, Operations, and Fiscal Environment*, Albany 1990, S. 77–106; Richard Münch, *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*, Frankfurt/M. 2011, S. 123–154.

36 Siehe hierzu u. a. die Beiträge zu Qualitätsparametern und Leistungsindikatoren als Instrumenten der Hochschulentwicklung, in: Hochschulrektorenkonferenz (Hg.), *Von der Qualitätssicherung der Lehre zur Qualitätsentwicklung als Prinzip der Hochschulsteuerung* (= *Beiträge zur Hochschulpolitik* 1), Bonn 2006, (https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-10-Publikationsdatenbank/Beitr-2006-01_Von_der_QS_der_Lehre_Bd_I_und_II.pdf), letzter Zugriff 3. 5. 2018; Jochen Gläser, »Der Journal Impact Faktor in der Soziologie. Die Gefahren eines Un-Maßes«, in: *Soziale Welt* 66 (2015), S. 215–224.

zentrales Motiv für die Zunahme indikatorengestützter Steuerung. Ihre Legitimation beruht auf Annahmen wie: Messzahlen schaffen Transparenz, Standardisierungen erhöhen die Berechenbarkeit, die rechnerische Gegenüberstellung von Leistungskennzahlen bewirkt eine objektivere Beurteilung und steigert so die Entscheidungsqualität.³⁷ Kritische Punkte bleiben aber nicht zuletzt die Intransparenz der Definition und Zuweisung von Leistungskategorien (und die damit verbundenen Evaluierungs- und Selektionsprozesse) beziehungsweise die Qualitätssicherung in *Peer-review*-Verfahren sowie die Kontrolle von *Gatekeeping*-Prozessen.³⁸

Vermessene Räume, gespannte Beziehungen leistet einen Beitrag zur kritischen Wissenschafts- und Hochschulforschung, die diese – im Namen der »Exzellenzsteigerung« betriebenen – Veränderungen in den Rahmenbedingungen von Wissenschaft und wissenschaftlicher Arbeit ebenso wie die Auswirkungen auf die epistemischen Kulturen und Praktiken bereits seit Längerem untersucht.³⁹ Wissenschaftler*innen stünden unter zunehmendem Leistungsdruck, Output-Orientierung und strategische Publikationsplanung im Sinne der Herstellung von *least publishable units* schadeten der Forschung. Innovation als Imperativ fördere die Neigung zu forschungsinhaltlicher Nischenbildung, die Beurteilung von wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit nach Maßgabe der Höhe von Drittmitteln verleite zu opportunistischen, gelegensgetriebenen Forschungsstrategien. Diese Entwicklungen erinnern

37 Siehe hierzu u. a. Theodore M. Porter, *Trust in Numbers. The Pursuit of Objectivity in Science and Public Life*, Princeton 1995; Heintz, »Zahlen, Wissen, Objektivität«.

38 Vgl. u. a. Hildegard Matthies, Sandra Matthäus, »Science Between Organization and Profession. Opportunities for Neutralizing Gender? – Reflections on Research Assessment«, in: Birgit Riegraf u. a. (Hg.), *GenderChange in Academia. Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge and Politics from a Gender Perspective*, Wiesbaden 2010, S. 87–100; Heike Kahlert, »Die (Re-)Produktion von Ungleichheiten in der Rekrutierung von Promovierenden«, in: Julia Reuter u. a. (Hg.), *Wissenschaftliche Karriere als Hasard. Eine Sondierung*, Frankfurt/M., New York 2016, S. 211–234.

39 Ulrike Felt, Maximilian Fochler, »Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen. Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben«, in: Peter Biegelbauer (Hg.), *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems. Innovationsmuster in der österreichischen Wirtschaftsgeschichte*, Innsbruck 2010, S. 297–327.

an Beobachtungen zur Beschleunigung und Dynamisierung in der Moderne,⁴⁰ zur Entgrenzung und Vermarktlichung von Arbeit, die sich in der Kritik am kannibalisch agierenden »akademischen Kapitalismus« zuspitzt.⁴¹

4. Vermessung und Geschlechterdynamiken

Was diese Veränderungen für die hochschulischen Geschlechterverhältnisse und -dynamiken, für die unterschiedlichen Karriereoptionen und -verläufe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, für Gleichstellungspolitiken und die Gender Studies bedeuten und wie diese selbst in ambivalenter Weise in jene Transformationsdynamiken eingebunden sind, ist bisher vor allem seitens der hochschulbezogenen Geschlechterforschung analysiert worden. Der Band sucht hier die bislang weitgehend getrennt arbeitenden Felder der Hochschulforschung einerseits und der Geschlechterforschung andererseits ins Gespräch zu bringen. Ins Zentrum gerückt wird insbesondere die Frage, welche Rolle Vermessung und Metrisierung in der (Re-)Organisierung von Geschlechterverhältnissen und für die Strukturierung von Geschlechterdynamiken und Gleichstellungspolitiken spielen. Untersucht wird, wie Metrisierung vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Subjektivierungsprozesse gestaltet und welche Effekte sie für die Formen und Inhalte des wissenschaftlichen Geschlechterwissens zeitigt.

Diese Art, Fragen zu stellen, impliziert, dass dem Geschlechterverhältnis ein systematischer Stellenwert beigemessen wird, dass Geschlecht ein Unterschied ist, der *in der Regel* in der *civitas academia* einen Unterschied macht – eine in der Forschungsliteratur nicht unumstrittene Annahme. Doch schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Universität und des wechselvollen Verhältnisses

40 Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt/M. 2005.

41 Münch, *Akademischer Kapitalismus*; siehe auch ders., *Die akademische Elite*, Frankfurt/M. 2007; Beate Kraus, Veronika Wöhrer, »Universität im Wandel?«, in: *feministische studien* 34 (1) (2016), S. 72-86; Beate Kraus, »Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung«, in: *Unilex. Informationen zu universitätsrechtlicher Theorie und Praxis* (1-2) (2006), S. 44-50; Rosalind Gill, »Breaking the Silence. The Hidden Injuries of Neo-liberal Academia«, in: *feministische studien* 34 (1) (2016), S. 39-55.

von Frauen* und Wissenschaft genügt, um festzustellen, dass deren Anwesenheit als Subjekte des Wissens womöglich in der Tat von zu kurzer Dauer gewesen ist, um die Autorität des institutionengeschichtlich männlich codierten Homo academicus sowie die vergeschlechtlichte Regulierung von Wissenschaftsfähigkeit nachhaltig erschüttert zu haben.⁴² Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ist die klare Vorstellung von der »faktischen und häufig auch für notwendig gehaltenen Männlichkeit der Wissenschaft«,⁴³ die die soziale Schließung und Monopolisierung der akademischen Ausbildung legitimiert, institutionell und gesetzlich abgesicherter Konsens. Dabei ist der Ausschluss der Frauen* aus der modernen Wissenschaft nicht allein Ergebnis überkommener geschlechtersegregierender Traditionen, die die Moderne langsam, aber stetig verzehren wird. Im Gegenteil: Erst im Zuge der Umstellung der gesellschaftlichen Primärdifferenzierung von Schichtung auf funktionale Differenzierung, in der eben auch die Wissenschaft als autonome Sphäre erst entsteht, werden Frauen* definitiv aus dieser ausgeschlossen. Denn diese Ausdifferenzierung der Wissenschaft war aufs Engste mit der spezifisch modernen geschlechtlichen Differenzierung und der damit verbundenen Dissoziation von Öffentlich und Privat, von Erwerbstätigkeit und Familie verknüpft. »Das moderne Konzept der Familie als private Intimsphäre und die Professionalisierung der Forschungspraktik«, so Theresa Wobbe, hätten »neue Auffassungen von Arbeit und Arbeitsteilung, die geschlechtlich definiert wurden«, begründet.⁴⁴ Die wissenschaftliche Tätigkeit, die sich jetzt als eigenständiger Handlungstypus herausbildete, »wurde an ein Konzept der geschlechtlichen Arbeitsteilung gekoppelt, das zur gleichen Zeit als neues, die Funktionssysteme übergreifendes Prinzip entstand«.⁴⁵

Die kontradiktorische und zugleich komplementär organisierte

42 Siehe u. a. Theresa Wobbe (Hg.), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bielefeld 2003.

43 Karin Hausen, »Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollten«, in: dies., Helga Nowotny (Hg.), *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, Frankfurt/M. 1986, S. 31-42, hier S. 38.

44 Theresa Wobbe, »Instabile Beziehungen. Die kulturelle Dynamik von Wissenschaft und Geschlecht«, in: dies. (Hg.), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne*, S. 13-40, hier S. 17.

45 Ebd.